

Der mitleidende Gott

Die dem klagenden Menschen erlaubte Ungeduld (vgl. das typische „Wie lange noch“ und Lk 11, 5–8) wird aufgehoben durch die Geduld Gottes, der sich bereit erklärt hat, die Welt der Mühsal und des Leids, die eine Folge der Freiheit ist, die er seinen Geschöpfen zugestanden hat, zu ertragen: „Ich will die Erde nicht noch einmal durch eine Flut verderben, auch wenn das Sinnen des Menschenherzens auf Böses geht von Jugend an“ (Gen 8, 21). „Die Freiheit seiner Schöpfung veranschlagt der Schöpfergott so hoch, daß er willens ist, die aus ihr resultierende Störung der Welt zu ertragen.“³¹ Das ist wieder nicht ein überholtes Gottesbild. Jesus hält am Schöpfer fest, „der seine Sonne aufgehen läßt über Bösen und Guten“ (Mt 5, 45). „Daß Gott selbst das Leid annimmt und damit den hohen Preis der Freiheit seiner Schöpfung bezahlt, bezeugt besonders das Leiden und Sterben seines Sohnes Jesus Christus, dessen Auferstehung aber zugleich offenbart, daß Leiden als Teilhabe am Mit-Leiden Gottes der Weg zu einer gottgeschenkten neuen [. . .] Freiheit in der vollen Gemeinschaft mit Gott sein kann.“³²

Leo Karrer Prophetischer Protest

Erklärungen und
Petitionen als
Instrumente der
Meinungäußerung
in der Kirche

Was kann gegen die verbreitete Kirchenverdrossenheit getan werden? Sind Proteste gegen Entscheidungen der Kirchenleitung in Rom und Bittschriften an den Papst nicht „ungehörige“ Belehrungen oder Anmaßungen? Kann die schleichende Resignation durch solche Akte der Solidarisierung gemindert werden? Wie kann ein fairer Dialog zwischen den verschiedenen Gruppen in der Kirche entstehen? Solchen Fragen geht der folgende Beitrag nach und kommt zum Ergebnis: Wir alle haben uns einzulassen „auf den Weg und die Botschaft Jesu von Nazaret, der aus seiner tiefen Gottverankerung heraus die Versöhnung zwischen Gott und Welt brachte und damit den Menschen Lebenshoffnung“. red

1. Fakten, die Brisanz
in sich bergen

Vielfach ist heute die Rede von Staatsverdrossenheit, ja sogar von Demokratieverdrossenheit. Die Gründe dafür sind schwer auszumachen. Zum einen mag es die anstrengende Komplexität und Fülle der Probleme sein, vor denen sich viele lieber in die private Lebenswelt und in einfachere und überschaubare Verhältnisse zurückzie-

³¹ Derselbe, Leiden. Biblische Perspektiven, in: Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, Band 10, Freiburg u. a. 1980, 27–36, 35.

³² Ebd. 36.

hen. Zum anderen sind die staatlichen Institutionen und die demokratischen Prozesse für viele so undurchschaubar und unbeweglich, daß sich das einzelne Subjekt ausgeliefert und ohnmächtig vorkommt. Nicht zu übersehen sind die Skandale, die solcher Verdrossenheit Nahrung geben. Rückzug von der Öffentlichkeit in die individuelle Lebensnische oder Aggressionen und Wut sind die Reaktionen auf solche Ohnmachts-Erfahrungen.

Ist es in der Kirche anders? Gibt es nicht trotz mancher Aufbrüche auch eine Kirchenverdrossenheit und sogar eine lähmende Kirchenerschöpfung, die hintergründig nicht nur gesellschaftliche Ursachen haben, sondern auch handfeste innerbetriebliche Gründe? Die schockierenden Bischofsnennungen der jüngsten Zeit mögen nur ein Beispiel dafür sein. Aber schockierend sind nicht nur die Personalentscheidungen und pastoralen Beschlüsse des Vatikans (z. B. gegenüber den Orden in Südamerika, gegenüber Befreiungstheologen, Treueeid, Verweigerung des Nihil obstat für Theologen und Theologinnen, Fixierung auf das Thema Empfängnisregelung, Behandlung der wiederverheirateten Geschiedenen usw.), sondern auch die zunehmenden Protestwellen und -aktionen von Theologen und Theologinnen und von bekümmerten Christen und Christinnen. Es sei erinnert an das öffentliche Manifest von fünf Pastoraltheologen in der Frankfurter Rundschau im Herbst 1988 gegen die Zentralisierungstendenzen in der Kirche bzw. zum Kölner Bischofsstreit, deren Anliegen in der berühmten Kölner Erklärung vom 6. Jänner 1989 als einer beispiellosen Protestaktion auf einer breiten Basis publizitätswirksame Verbreitung fanden. Im Sommer 1990 folgte eine „Tübinger Erklärung“ von 44 Theologen, in der gegenüber der Instruktion der Glaubenskongregation „Über die kirchliche Berufung des Theologen“ der theologische Pluralismus und die Freiheit des Denkens entschieden verteidigt wurden. Bekannt ist, daß die Kölner Erklärung unter den Theologen und Theologinnen weltweit eine Solidarisierung in den wesentlichen Anliegen hervorgerufen hat. Im Jahre 1991 sind es die Petition zur Abschaffung des Pflichtzölibats und vor allem die „Luzerner Erklärung“, die Verärgerung und Zustimmung ausgelöst haben. – Was kann man dazu verantwortlich sagen? Sind das alles nur modische Schock-Therapien? Oder zeigt sich darin eine neue Dimension kirchlicher Öffentlichkeit, die auch die Basis einbezieht?

2. Einwände gegen den „Petitionismus“ in der Kirche

Daß sich eine zusehends kritische Kirchenbasis – und zwar Leute, die nicht gegen die Kirche sind, sondern engagiert in ihr – zu Worte meldet, ist in diesem Ausmaß

und bei dem sich äußernden charismatischen Selbstbewußtsein etwas Neues. Dies wäre vor wenigen Jahrzehnten undenkbar gewesen, denn Kirche war organisatorisch eine geschlossene Gesellschaft und spirituell eine „Heilsanstalt“, in der das Lehramt mit den Dienstträgern Einheit in der Doktrin und in der Disziplin garantierten. Durch das Synodengeschehen in den deutschsprachigen Ländern, durch die Proteste beim „Fall Küng“ oder auch die Unterschriften-Aktion des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes im Anschluß an die Bischofssynode 1987 über die Laien (Bittschrift an den Papst aus Sorge, daß die Frauen in der Kirche zu wenig ernst genommen werden und „keine Heimat mehr finden“) suchte doch eine kritischer werdende Kirchenbasis, sich Gehör zu verschaffen. Im Vergleich dazu ist die Zunft der Theologen erst spät – aber Gott sei Dank! – erwacht. Vor diesem Hintergrund ist es meines Erachtens verständlich, daß viele Katholiken und Katholikinnen mit diesen neuen Formen der Meinungsäußerung und des innerkirchlichen Protestes Mühe haben, ja sogar sie für unvereinbar halten mit der Treue zur Kirche und mit dem tiefen Ethos des Christseins.

„Ungehörige“
Belehrung

Ein Einwand ist grundsätzlicher Art: Der Protest gegen Entscheidungen der Kirchenleitung in Rom und Bittschriften an den Papst werden als „ungehörige“ Belehrungen oder als Anmaßungen betrachtet und deshalb häufig auch in „Gegenaktionen“ bekämpft. So lancierten Frauen gegen die genannte Bittschrift-Aktion des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes eine Gegenaktion in Form einer Ergebenheitsadresse an den Papst. Auch wenn die Angst um die Sicherheit der Glaubens-Fundamente verständlich ist, auch wenn manche von einem patriarchalischen und sakralisierten Kirchenbild schwer loskommen, stellt sich doch die Frage: Warum darf es in einer Kirche mit dem Recht und der Pflicht zu „Hirtenbriefen“ nicht auch das Recht und die Pflicht zu „Herdenbriefen“ geben?

Schüren neuer
Emotionen

Ein anderer Einwand ist eher taktischer Art: Petitionen und Erklärungen würden neue Emotionen schüren, die zu Polarisierungen führen und die Verunsicherung vertiefen, zumal sie in ihrer pauschalen Form leicht polemisch wirkten. Ohne Zweifel, nicht jeder Protest und nicht jede Erklärung können in ihrem Wortlaut unterschrieben werden. Mancher Konflikt (vor allem im persönlichen Bereich) wird in der Tat dadurch kaum lösbar, daß er an die Öffentlichkeit gezerrt wird. Aber hinter diesen taktischen Einwänden wird leicht übersehen, daß Konflikte nicht erst durch deren Benennung entstehen.

Probleme, die vielen unter den Nägeln brennen, müssen genannt werden, um überhaupt einer Lösung zugeführt werden zu können. Zudem wird übersehen, daß nicht der Feuermelder, sondern der Feuerleger schuld ist.

Gegen spirituelle
Gemeinsamkeit

Ein weiterer Einwand ist die Berufung auf spirituelle Gemeinsamkeit, wobei die strukturelle Seite der Kirche und ihre Probleme vernachlässigt und unterschlagen werden. Erst im Herbst 1991 hat der neue Kardinalstaatssekretär Sodano die umstrittenen Bischofsnennungen der jüngsten Zeit verteidigt, das Recht der Päpste zu alleiniger Entscheidung betont und zum Vertrauen in die Kirchenleitung aufgerufen. Es wiederholt sich folgender Vorgang: Zuerst werden aus einem weit überzogenen Zentralismus heraus ohne Rücksicht auf die Ortskirchen (z. B. bei Bischofsbestellungen) und auf das Glaubensbewußtsein der Gläubigen und auf die Argumente der Theologen (z. B. zur Empfängnisregelung) einsame und belastende Entscheidungen getroffen, und dann werden die Gemeinsamkeit und die Treue zur Kirche eingefordert. Die Institution Kirche ist von oben her übersteuert. Das kann auf die Dauer das „Gefährt“ aus der Bahn werfen: Formale Amtskirche und pastorale Kirche fallen auseinander. Ist es da jenen besorgten Christinnen und Christen zu verübeln, die allen Ernstes glauben behaupten zu dürfen, daß – nach dem Zusammenbruch des Kommunismus – die katholische Kirche (formal) die letzte „Diktatur“ in Europa sei?

Nutzlos

Ein letzter Einwand wiegt im Alltag schwer, nämlich: Welchen Nutzen bringen Erklärungen und Petitionen? Ob man nicht seine Stimme verbrauche, wenn man zu oft zum Mittel der öffentlichen Erklärungen und des prophetischen Protestes greife. Diese Fragen gehen mitten durch die kirchlichen Gremien, durch die Reihen der Theologen und Theologinnen; auch in der Redaktion von Diakonia gibt es bezüglich der Opportunität einzelner Erklärungen nicht immer Konsens – trotz der Gemeinsamkeit in den wesentlichen Anliegen. So stellt sich die Frage: welchen Sinn können Erklärungen und Petitionen haben.

3. Megaphon für
Anliegen und Brücken
für Solidarisierung

Solchen Formen der Meinungsäußerung soll man nicht vorwerfen, was sie nicht wollen können: nämlich präzise Analysen und Begründungen, die ins Detail gehen. Sie sind eher Versuche, einen Aufruf als Appell, als Aufschrei und als Empörung zu artikulieren.

Verändertes
Bewußtsein

Viele Entscheidungen, die so nicht mehr einfachhin „geschluckt“ werden, haben ohne Zweifel mit einem veränderten Bewußtsein zu tun, denn die Christen und Christinnen verstehen sich als mitverantwortliche Glieder

des Volkes Gottes und nicht als die letzten Befehlsempfänger einer alleinverantwortlichen Zentrale. Die Laien – in der Welt Erwachsene! – sind nicht mehr bereit, sich in der Kirche wie unmündige Kinder behandeln zu lassen. Die Frauen sind zunehmend nicht mehr willens, sich mit der innerkirchlichen Geschlechterapartheid abzufinden. Auch bezüglich vieler pastoraler Probleme wie z. B. wiederverheiratete Geschiedene oder pfarrerlose Gemeinden und ökumenische Fragen erleben wir einen Entscheidungsstau, weil die Entscheidungsträger in der Kirche die heißen Themen in der Realität und an der Basis der Kirche entweder nicht zur Kenntnis nehmen oder sogar deren Diskussion schlichtweg blockieren.

Das Volk Gottes und die mit ihm bekümmerten und auch verletzten Seelsorger und Seelsorgerinnen (und auch viele Bischöfe!) haben gesamtkirchlich keine gesicherten Möglichkeiten, ihren Anliegen und Fragen zum Durchbruch zu verhelfen. Da es keine echten Dialog-Instrumente für eine Kommunikation von und nach allen Seiten gibt, soll sich niemand wundern, wenn manche den Weg über Sitzstreiks vor Bischofsweihe suchen oder über Zeitungen und Publikationen in freier Trägerschaft. Weil die Sorgen und Probleme im kirchlichen Alltag auf den Entscheidungsebenen nicht aufgegriffen bzw. in ihr Recht eingesetzt werden, werden sie zunehmend zu „heißen Eisen“. Nur in einer partizipatorischen Kirche, in der niemand im vorhinein aus dem Dialog und aus dem Streit um Ziele und Wege ausgeschlossen ist, können im Disput und im gemeinsamen Suchen heiße Eisen gekühlt werden.

So haben Petitionen, Bittbriefe und Erklärungen nicht nur den Sinn, für bedrängende Probleme eine Öffentlichkeit herzustellen und die Amtsträger der Kirche zu einem offenen Gespräch herauszufordern, sondern sind auch Symptom für eine Institution, die für einen Dialog, der diesen Ausdruck verdient, für eine partizipatorische Mitverantwortung aller getauften und gefirmten Christinnen und Christen und für eine faire Schiedsgerichtsbarkeit (denn Kirche ist immer auch eine Konflikt-Gemeinschaft) keine strukturelle Vorsorge treffen will. Dies aber wäre m. E. die Voraussetzung dafür, daß die Selbstenspaltung eines Teiles der „Amtskirche“ vom Volk Gottes und andere Spaltungstendenzen in der Kirche überwunden werden könnten. Kommunikation als „Einbahnstraße“ genügt nicht mehr. „Gegenverkehr“ will berücksichtigt sein.

Solidarisierung

Damit hängt der zweite Aspekt zusammen, nämlich die Solidarisierung gegen die schleichende Resignation und

demoralisierende Kirchnererschöpfung. Gesellschaftlich wie kirchlich sind herkömmliche Solidaritätsstrukturen in Krise geraten; die Tendenz zum individualistischen Rückzug ist hüben wie drüben unübersehbar. Diese Verinselungstendenz (Singularisierung!) verstärkt erst recht das Gefühl der Aufgabenlosigkeit, der depressiven Stimmung und der resignativen Aussichtslosigkeit, insgesamt der geistigen Langeweile. Demgegenüber scheint es wichtig, neue Formen der Solidarisierung zu suchen und zu erproben und sich nicht gegenseitig alleine zu lassen. „Daß man nicht allein ist“, dürfte eine der vielen Erfahrungen im Zusammenhang mit den genannten Erklärungen sein. Zudem findet man die gemeinsame Sprache für Anliegen, die aus der Isolation von vielen Solisten und Solistinnen zu einem Chor gemeinsamer „Meinungsäußerung“ führen (können). Wie war doch immer wieder zu hören: „Bin ich froh, daß auch andere so denken“, „so alleine bin ich ja mit meinen Fragen und mit meinem Zorn nicht“ oder „ich habe erst durch diese Aufrufe gespürt, daß man sagen darf, was ich heimlich schon immer dachte . . .“ So können diese Formen der Meinungsäußerung durchaus in einzelnen Elementen schon Anzeichen einer künftigen Kirchenkommunikation und einer synodalen Kirche sein, in der die Kirchenmitglieder mit den Amtsträgern/innen zusammen für die Kirche verantwortlich zeichnen¹. Im Moment sind sie aber Mittel, um in einer Zeit der Verzögerung innerkirchlicher Naherwartung unverdrossen – ohne zu exkommunizieren – den Weg in die Zukunft zu beschreiten und dafür den langen Atem zu bewahren.

4. Für eine dialogische Kultur der Toleranz und heilender Kirchenkritik

Wenn ich derzeit in unsere Kirchenlandschaft schaue mit all den Zusammen- und Abbrüchen, aber auch mit den Durch- und Aufbrüchen, dann macht vieles Mut und gibt Anlaß zur Dankbarkeit. Was aber noch tief bekümmert, ist die Tatsache, daß nicht nur im gesellschaftlichen Bereich, sondern auch in der Kirche Kommunikation nur so schwerfällig zu gelingen scheint. Es gibt eine Art der Auseinandersetzung, die nicht befreit, klärt, heilt und Lösungen sucht, sondern verletzt, brüskiert, krankmacht und exkommuniziert (sowohl die traditionalistischen als auch progressistischen Cliques). Leiden wir – was die Kommunikation betrifft – an einer Selbstvergiftung der Kirche?

Welche Anliegen – in welchem Geist?

Mögen nun die Formen der Meinungsäußerung und der „Solidarisierung von unten“ (Wir sind das Volk Gottes!) Erklärungen, Bittschriften, Petitionen, prophetischer

¹ Vgl. dazu die Ausführungen des Schreibenden in: Katholische Kirche Schweiz. Der schwierige Weg in die Zukunft, Fribourg 1991, 300ff.

Protest, Gemeindetage, Aufbruch-Bewegungen, publizistische Manifeste und Zeitungen etc. oder Frauenkirchentage sein . . . , die entscheidende Frage bleibt, welchen Anliegen wir Erfolg wünschen und in welchem Geist wir sie vertreten. Ist Pluralismusfähigkeit für verschiedene Positionen vorhanden sowie Toleranz für die Träger anderer Meinungen?

So abhängig wir – auf der subjektiven Ebene – von „Erfolg“ und „Ergebnissen“ sind, so scheint auf der Ebene des Handelns und auch der Meinungsäußerung doch wichtig, nicht das von uns errechnete Resultat und auch nicht die zuweilen geradezu erpresserischen Rollenzumutungen der Umwelt zum Maßstab werden zu lassen, sondern den Auftrag, den Jesus der Kirche vorgegeben hat, das heißt vom *Anliegen* her sein Handeln zu definieren, nicht zuerst vom (oft schwer meßbaren) *Erfolg*.

Zur Art der Kritik

Und wie steht es mit unserer Art, Kritik zu üben bzw. kritisch zu sein? Es ist zu fragen, ob Kirche kritisch-prophetisch überhaupt zu „bewältigen“ und zu erneuern ist, wenn sie nur an ihrer konkreten und widersprüchlichen Praxis oder nur an den eigenen persönlichen Erwartungen und Wunschvorstellungen gemessen wird. Das eine geht nicht tatsächlich auf die „Stärke“ der Kirche ein; und das andere birgt in sich die Gefahr, daß man sich selber als Elite und Lehramt zum Maß-Stab der Kritik macht, die dann recht behende zwischen Guten und Bösen, zwischen Konservativen und Progressiven, zwischen Linken und Rechten oder zwischen Dummen und Gescheiten unterscheidet. Letztlich reagiert man nur noch, läßt sich aber nicht auf die christliche Dimension von Kirche – trotz ihrer Knechtsgestalt – ein: nämlich auf den Weg und die Botschaft Jesu von Nazaret, der aus seiner tiefen Gottverankerung heraus die Versöhnung zwischen Gott und Welt brachte und damit den Menschen Lebenshoffnung. Kirchenkritik ohne diese Quelle wird und wirkt dann Hoffnungslos. – Natürlich gibt es eine ernstzunehmende Kritik aus soziologischen, psychologischen und menschenrechtlichen Überlegungen heraus. Aber ohne das persönliche Wagnis des Glaubens an Jesus Christus wird die Kirche leicht ein überflüssiges und überdrüssiges Thema oder zu einem vorübergehenden nützlichen Instrument für persönliche oder gesellschaftliche Pläne. Das wäre in der Tat ein Gott-loses Kirchenverhältnis und eine Gott-vergessene Kirchenkritik. Eine solche Kritik diene gerade dem nicht, was Kirche in ihrer Instrumentalität verletzt, nämlich ihrer christlichen Tiefendimension. Denn eine kritische Attitüde, die gleichsam am Gegenstand der Kritik kleben bleibt, ohne

die Grundanliegen und Optionen der Kritik in Blick zu nehmen, resigniert leicht, weil sie reagiert. Demgegenüber vermittelt gerade die kritikbedürftige Kirche jene Option oder christliche Lebensperspektive selber, von der her radikale (wurzelhafte) Kritik und Umkehr-Bereitschaft eine unerbittliche Instanz erhalten. Aber es ist eine Kritik, die an ihrer Wurzel ein positives „Für etwas“ ist und Kriterien aus einer Option gewinnt. Weil man *für* Lebenshoffnung, *für* Gerechtigkeit, *für* Solidarität und *für* befreites und befreiendes Menschsein und *für* eine hoffnungsvolle Kirche ist und eintritt, ist man dagegen . . ., und zwar unversöhnlich, gegen Ungerechtigkeit, Hunger, Unfreiheit und gegen hinderliche Lebensbedingungen – auch in der Kirche.

Damit hängt zusammen, daß man sich selber einbringt im Sinne der vertretenen Optionen und sein eigenes Verhalten daran mißt, d. h. sich selbst gegenüber kritisch offen bleibt. Nur wenn ich letztlich die Kirche am Anspruch des Evangeliums messe und mich trotz der Kritikwürdigkeit der Kirche nicht von ihr distanzieren und mich mit Berufung auf Mißstände vom eigenen Handeln davonstehle, kann ich dazu beitragen, daß besser gedeiht und eventuell zu heilen beginnt, was zu Recht kritisiert wird. – Um es im Bild zu sagen: Die Menschen werden in der Regel die Kritik an dem, was schwer „auf dem Magen“ liegt, gerne annehmen, wenn sie dabei spüren, was einem „am Herzen“ liegt. Insofern ist prophetische Kritikfähigkeit eine für die Kirche unverzichtbare Gabe (Charisma), aber auch eine unbequeme Last. Der Prophet und die Prophetin können sich selbst nicht herausnehmen; das Anliegen ihrer Kritik meint auch sie (oder sie wären wohl „falsche“ Propheten) und fordert sie selber ein.

Von solchem Hintergrund her weiß man um die Unterscheidung von Christlichkeit und Kirchlichkeit. Kirche als Institution dient dem einzigen Ziel, in den Menschen Hoffnung aufzurichten und sich für die christliche Tiefendimension von Kirche zu verbrauchen. Insofern muß (wird!) Kirche als Institution noch viel mehr abnehmen, damit sie als Instrument nicht verhindert, daß Christlichkeit wachse.

Weil dem Volk Gottes, dem an einer glaubwürdigen Christenpraxis liegt, die institutionellen Mittel fehlen, wird sich praktischer Christen-Mut der Form von Petitionen und Erklärungen bedienen (müssen), um seinen Anliegen und Sorgen eine unverdrossene Stimme leihen zu können.